

DENNIS A. NOWAK



DAß
LETZTE



QUA
RTIER

KRIMINALROMAN

RICCARDI

Tragkraft
1000 kg o. 13 Pers.

Bei Gefahr
ist nicht etc. i.
Aufzug nicht
benutzen!
Es kann zur Falle werden
Blaue Körpermarkierungen
beim Verlassen des Aufzugs
unbedingt lösen.

DENNIS A. NOWAK

DAS
LETZTE

QUARTIER

KRIMINALROMAN

RICCARDI

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Epilog

Anmerkung

Glossar

Vollständige e-Book Ausgabe 2021

Copyright © 2021 RICCARDI-Books

ein Imprint der Spielberg Verlag GmbH, Neumarkt

Korrektorat: Kati Auerswald

Umschlaggestaltung: © Ria Raven, www.riaraven.de

Bildmaterial: © photocase.de, jock+scott

Alle Rechte vorbehalten.

Vervielfältigung, Speicherung oder Übertragung können
zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

(e-Book) ISBN: 978-3-98522-844-7

www.spielberg-verlag.de

Dennis A. Nowak ist Neurologe und Neurowissenschaftler. Seit 2014 lässt er als Autor den eigenwilligen Kommissar Dieter Pallasch von der Ingolstädter Mordkommission ermitteln. Nowak lebt mit seiner Familie in Eichstätt im oberbayerischen Altmühltal.

Der Inhalt dieses Buches ist reine Phantasie. Namen von Personen, Institutionen, Unternehmen und Orten, die tatsächlich existiert haben oder noch existieren, beziehen sich nicht auf reale Begebenheiten. Sämtliche Ereignisse und Zusammenhänge sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist reiner Zufall. Aufgrund der Anforderungen der Handlung sind einige Teile der Geographie der Stadt Eichstätt und einige Innenansichten verändert worden, der ortskundige Leser möge es dem Autor großzügig nachsehen.

Vergelt's Gott an Johanna fürs bewährte Mundartlektorat

*Let us go now, my only companion
Set out for the distant skies
Soon the children will be rising,
will be rising This is not for our eyes*

Nick Cave - Distant Sky © Bad Seed Ltd. 2016

Prolog

*Dollnstein, Bahnhof,
Freitag, 2. Oktober 2015, 21:38 Uhr*

Der Bursche beachtete ihn gar nicht. Die Kopfhörer auf den Ohren öffnete er das Schloss und hob mit einem Scheppern das Fahrrad aus dem Ständer. Dann schlenderte er in Richtung Bahnhofsgebäude davon, das Rad lässig neben sich herschiebend. Er sah ihm nach, bis seine Gestalt im Schummerlicht hinter dem klobigen Bau verschwunden war. Auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt lachte jemand, viel zu laut. Von der Straße war das Aufheulen eines Motors zu hören. Er zog die Mütze aus der Jackentasche und streifte sie über den Kopf. Seine Wimpern verhakten sich in der feinen Wolle, als er hinter dem Fahrradhäuschen hervortrat, um in Richtung der Gleise zu spähen. Verärgert zupfte er an den Lidschlitzen. Er hätte sie größer ausschneiden sollen, doch dafür war es nun zu spät. Einige Sekunden blickte er mit angehaltenem Atem und pochendem Herzen zu den flachen Bauten hinüber. Keine Menschenseele war zu sehen. Er legte den Rucksack über die Schulter und sprang ins Gleisbett hinab. Nach dem dritten Schritt blieb seine Fußspitze an einer Bohle hängen. Er taumelte. Nur mit Mühe konnte er sich auf den Beinen halten. Leise fluchend stolperte er weiter.

Dort wo der Bahnsteig endete und die matten Energiesparlampen schon seit einer halben Ewigkeit nicht mehr brannten, duckte er sich ins Gestrüpp. Hektisches Rascheln ließ ihn zusammenfahren. Vermutlich irgendein Tier, das sich im Gebüsch auf die Lauer gelegt hatte. Vielleicht eine Katze? Oder ein Marder? Egal. Das Rascheln verstummte und er kniete nieder, um sich für einen Moment zu sammeln. Die Wolle über Mund und Nase war vom Atmen ganz feucht. Als er sich über die spröden Lippen leckte, blieben ein paar Fäden an seiner Zungenspitze haften. Vergeblich versuchte er sie auszuspucken. Er nahm sich vor für das nächste Mal ein Atemloch auszuschneiden.

Die Kälte tat gut, kühlte ihm das Gemüt. Auch das Pochen in den Schläfen ließ nach. Er befreite sich aus den dornigen Ästen, die ihm durch den Stoff der Jacke in die Arme stachen, zog den Rucksack von den Schultern. Langsam öffnete er den Reißverschluss, kramte Flasche und Feuerzeug hervor. Ließ sich Zeit damit, hatte keine Eile. Die Schatten konnten nicht fliehen, würden ihm nicht entkommen. Langgestreckt lagen sie vor ihm in der Dunkelheit. Wie Wale, die gestrandet auf den sicheren Tod warteten. Knapp zwei Wochen hatte es gedauert die Baracken auf dem morastigen Boden zu errichten. Noch waren sie unbewohnt. Aber nicht mehr lange. Schon am Montag sollten die ersten Flüchtlinge dort einziehen. Sollten ... Er schüttelte den Kopf. Es war so grotesk, am liebsten hätte er laut losgelacht. Überall im schönen

Altmühltal verschandelten Wohncontainer Orte und Landschaften. Schuhkartons, aufgereiht einer neben dem anderen, von einem findigen Bauunternehmer, der die Gunst der Stunde erkannt und geschickt für sich zu nutzen wusste. Einer von vielen Trittbrettfahrern auf der Welle der staatlich verordneten Willkommenskultur. Pah! Wie er dieses Wort hasste. Willkommenskultur. Blanker Hohn! Niemand war willkommen. Keiner der dunkelhäutigen Fremden war eingeladen, gekommen waren sie trotzdem. In Massen. Und nun errichtete man ihnen auf Kosten des Steuerzahlers nicht nur ein Dach über dem Kopf, sondern versorgte sie auch noch mit Taschengeld, Sprachkursen und freiem Arztbesuch. Völlig absurd. Kein braver Deutscher kam in den Genuss solcher Privilegien.

Er dachte an seinen Vater. Der Alte arbeitete bis zu zwölf Stunden täglich. Hatte seit Jahrzehnten keinen einzigen Tag krankgefeiert. Noch nie eine Kur in Anspruch genommen. Geschenkt bekommen hatte er dafür gar nichts. Im Gegenteil. Sein Leben war ein einziger Scherbenhaufen. Eine gescheiterte Ehe und einen Berg Schulden. Das war alles, was ihm sein verdammtes Pflichtbewusstsein eingebracht hatte. Ohne Beruhigungsmittel konnte er nachts nicht schlafen und wenn er in wenigen Jahren in Rente ging, würde er sich allein kaum über Wasser halten können. So erging es seiner Generation. Der Generation der Vergessenen. Über Jahrzehnte hatten sie dieses Land groß gemacht. Gebuckelt ohne zu murren. Steuererhöhungen hingenommen. Dem

Osten blühende Landschaften beschert. Jede noch so dreiste Lüge der Führenden mit einem Schluck Bier hinuntergespült. Jede Erniedrigung ertragen. Doch jetzt war Schluss damit. Das Maß war voll. Übervoll!

Was wollten diese verfluchten Syrer, Afghanen und Iraker eigentlich hier? Glaubten die ernsthaft, sie könnten sich im deutschen Sozialwanst festbeißen? Wie ein Zeck Blut saugen, bis sie satt und Deutschland tot war? Sich laben am fetten Euter der deutschen Melkkuh? Er könnte kotzen, wenn er daran dachte, dass einige seiner Landsleute auch noch Mitleid hatten mit diesen Schmarotzern. Elende Gutbürger, die nicht begreifen wollten, dass mit jedem der ein Bleiberecht erhielt, etliche weitere nachfolgten. Familiennachzug nannte man das. Widerlich. Das Trojanische Pferd des Arabers mitten im Herzen Europas. Und diese Idioten von der Presse hatten nichts Besseres zu tun, als den Pseudohumanismus auch noch zu fördern. Ließen Bilder von traurig dreinschauenden Kindern und prügelnden Grenzpolizisten ins Wohnzimmer flattern, um dem depperten Deutschen das Herz zu erweichen. Dabei hatte der Orbán Viktor doch Recht. Sein Land wurde überrannt. Der Mann tat nichts anderes, als sein Volk zu schützen. Genau das sollte die Merkel auch endlich tun. Doch anstatt auf die Straße zu hören und zu handeln, versteckte sich die Kanzlerin hinter Floskeln. ›Wir schaffen das!‹ Ja, genau! Irgendwann war es geschafft, dass Deutschland im islamischen Terror versank und auf bayerischen Kirchtürmen das schwarze Banner der

Dschihadisten wehte. Wie zur Mahnung begann in der Ferne die Turmuhr zu schlagen. Einmal. Zweimal. Beim dritten Schlag erhob er sich. Zündete das Feuerzeug und schlich an den Maschendrahtzaun. Es war soweit. Zeit die Scharte auszuwetzen. Zeit die Schatten den Flammen zu übergeben.

Kapitel 1

*Eichstätt, Gabrieli-Quartier, Innere Freiwasserstraße,
Freitag, 2. Oktober 2015, 22:23 Uhr*

Ihre ganze Sorge galt Olivier. Das Gebäude war nicht sicher. Hier oben gab es keine Wände. Die Geschoße wurden lediglich von Stahlbetonsäulen getragen und überall klafften Löcher im Boden. Berni hatte ihr erklärt, dass dort später einmal Glas das Tageslicht einlassen sollte. Nur ein einziger unbedachter Schritt und man stürzte haltlos in die Tiefe. In welchem Stockwerk waren sie überhaupt? War es das Dritte? Oder das Vierte? Sie hatte keine Ahnung, war völlig orientierungslos. Über die windige Leiter hatte er sie das Baugerüst hinaufgetrieben. Höher, immer höher. Und die ganze Zeit hatte sie nur an Olivier gedacht.

Dann endete die Leiter und es ging nicht mehr weiter. Er befahl ihr unter der Plane hindurchzukriechen, sich neben dem Gerüst auf den Boden zu legen. Flach auf den Bauch. Hände über den Kopf, wie in einem billigen Sonntagabendkrimi. Als sie von der Leiter stieg, dachte sie ganz kurz daran, ihm den Stiefelabsatz ins Gesicht zu treten. Aber das war nicht möglich. Er trug Olivier auf seinem Arm. Fiel er, so fiel auch Olivier und einen Sturz aus dieser Höhe würden sie beide nicht überleben. Also tat sie, was er wollte, legte sich flach auf den eiskalten Beton.

Er stand jetzt über ihr, sie konnte ihn atmen hören. Seine Atemzüge ruhig und gleichmäßig. Keine Spur von Panik. Eine ganze Weile stand er schweigend in der Dunkelheit und sie betete, dass er Olivier nicht absetzte, ihn nicht sich selbst überließ.

»Auf die Knie, *bitte*«, forderte er. Seine Stimme merkwürdig beherrscht. Beinahe freundlich. So wie die eines Schaffners, der eine Reisende nach der Fahrkarte fragte. Sie gehorchte, stemmte die Handflächen auf den Beton und zog die Beine unter den Körper. Kleine Steinchen drückten ihr in die Kniescheiben, als sie auf dem Estrich niederkniete. Sie ignorierte es, hob den Kopf und betrachtete die Silhouette seiner Gestalt vor den Lichtern der Stadt. Noch immer hielt er Olivier auf seinem Arm. Erleichtert atmete sie auf.

Einen Lidschlag später kam die Angst. Plötzlich und unerwartet. Heftig und unkontrolliert. Rasende Angst. Todesangst. Sie füllte jeden Winkel ihres Bewusstseins. Kroch unter ihre Haut, erfasste jede Faser ihres Körpers. Sie konnte nichts dagegen tun. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte sie in sein Gesicht gesehen, dort unten am Altmühlufer, als er sie abgepasst und hinter den Bauzaun gezerrt hatte. Sie hatte es erkannt, das unheimliche Lodern in seinen Augen.

»Und jetzt, die Augen schließen.« Er sagte es, so als spreche er mit einem Kind, dem ein lang gehegter Wunsch erfüllt werden wollte. Sie tat, was er verlangte. Zitternd schloss sie die Lider. Was für ein perverses Spiel hatte er

sich ausgedacht? Wollte er über sie herfallen? Sich hier oben an ihr befriedigen? Wie ein Tier seinen Trieb ausleben? Das Scharren von Schuhsohlen auf Beton. Er war ihr jetzt so nahe, dass sie ihn riechen konnte. Sie meinte gar die Wärme seines Körpers zu spüren. Jeden Moment rechnete sie damit, dass er den Reißverschluss seiner Hose aufzog. Hielt verbissen den Atem an.

»Ich hab hier etwas für Dich. Du darfst die Augen öffnen.«

Zögernd schlug sie die Lider auf und sah ... Olivier! Sie juchzte vor Freude, als er ihr Olivier in die Arme legte. Sanft, so wie man einer Mutter ihr Neugeborenes überreicht. Überglücklich drückte sie Olivier an sich, realisierte erst jetzt, dass er sich nicht rührte. Kalt und leblos war sein kleiner Körper. Fast wie ... Tot. Um Himmelswillen, bitte nicht! Sie packte Olivier an den Schultern. Schüttelte ihn, in der verzweifelten Hoffnung er würde schlafen. Doch seine Glieder blieben schlaff. Seine Augen schwarz und stumpf. Oh Gott, nein! Ihr Baby war tot! Er hatte ihn getötet. Dieser verfluchte Scheißkerl hatte ihn heimtückisch ermordet. Wut stieg in ihr auf. Unglaubliche Wut. Aus Leibeskräften begann sie zu schreien. Sie wollte aufspringen. Ihn schlagen. Das Monster in die Tiefe stürzen. Da spürte sie seine Hände im Nacken.

Sie riss den Kopf zurück, als sich seine Finger um ihren Hals legten. Er stand hinter ihr. Das Gesicht zu einer schemenhaften Fratze verzogen. Sie wand sich, versuchte

sich aus dem Griff zu befreien. Unmöglich. Er war zu kräftig. Viel zu kräftig. Ohne Erbarmen drückten seine Finger zu. Wieder begann sie zu schreien. Versuchte es zumindest, aber nur ein klägliches Röcheln fand den Weg aus ihren Lungen. Er verstärkte den Druck. Sie hörte, wie etwas in ihr zerbrach. Verzweifelt rang sie nach Luft. Zerrte an seinen Handgelenken. Schlug um sich. Es half nicht. Wie zwei Schraubstöcke umkrallten seine Finger ihren Hals. Er wollte sie erwürgen. Sie töten. So wie er Olivier getötet hatte. Aber sie wollte nicht sterben. Nicht hier. Nicht jetzt. Sie musste kämpfen. Sich ihm widersetzen. Mit aller Kraft bäumte sie sich auf. Boxte mit den Fäusten. Strampelte mit den Beinen. Alles vergebens. Ihre Hiebe und Tritte gingen ins Leere. Unbeeindruckt bohrten sich seine Klauen immer tiefer in ihre Kehle. Sie fühlte, wie die Energie aus ihrem Körper wich, ihre Muskeln erschlafften. Da wurde ihr klar, dass es kein Entrinnen gab. Der Kampf war verloren. Ein letztes Mal noch dachte sie an Berni. Dachte an das Leben, das sie einander versprochen und dann doch nie gelebt hatten. Sie fühlte nicht mehr, wie ihre Arme und Beine zu zucken begannen. Sah nur die hellen Lichter vor ihren Augen tanzen. Sinnlose Entladungen eines sterbenden Gehirns. Dann erloschen die Lichter und ihr Geist verlor sich in der endlosen Finsternis.

• • •

Er löste die Umklammerung, stieß den toten Körper von sich. Mit einem dumpfen Laut schlug er auf, verschmolz zu seinen Füßen mit den Schatten. Seine Finger schmerzten. Er hatte nicht gedacht, dass es so anstrengend sein würde. Behutsam dehnte er die steifen Glieder, als eine Böe die Schutzplane von einer der Säulen riss. Flatternd verschwand sie in der Nacht, gab den Blick frei auf die beleuchtete Stadt. Er fühlte sich gut. Unvorstellbar gut. Die Vergeltung gab ihm Kraft. Kraft sich aus dem Kerker der Trauer zu befreien, in dem er so lange hatte ausharren müssen. Endlich würden sie Buße tun für das, was sie ihm angetan hatten. Jeder einzelne von ihnen sollte ihn spüren, den Schmerz, der sich über die Jahre durch seine Seele gefressen hatte, bis nichts mehr von ihr übrig war. Sie hatten es verdient, das Leid, das er über sie bringen würde. Sie alle. Ihr Todeskampf würde ihn stark machen. Stark und mächtig. Und frei. Frei, um wieder mit ihr vereint zu sein. Wiedervereint. Nach all der Zeit. Für immer.

Kapitel 2

*Ingolstadt, Neubaustraße,
Freitag, 2. Oktober 2015, 23:49 Uhr*

Pallasch drückte den Schalter, huschte ins Badezimmer, zog die Tür hinter sich zu. Die Hände auf den Rand des Waschbeckens gestützt, blinzelte er in den Spiegel. Das Gesicht mit den hohlen Augen und den hervorstehenden Wangenknochen wollte ihm nicht gefallen. Es war das Gesicht eines alten Mannes. Eines Mannes, der am Abgrund lebte, stets nur einen Schritt davon entfernt in die Tiefe zu stürzen. Die Übelkeit kam völlig überraschend, Pallasch schaffte es gerade noch den Toilettendeckel aufzuziehen. Im Schwall erbrach er sich in die Schüssel. Es ging so schnell, er hatte nicht einmal würgen müssen. Die Magensäure ließ ihm die Zunge anschwellen, wie ein Knebel füllte sie seinen Mund. Eine düstere Reminiszenz an damals, als der Brechreiz ihn noch jede Nacht aus dem Schlaf gerissen, der falsche Freund über ihn geherrscht, er die Finger nicht von der Flasche hatte lassen können. Er drückte die Spülung. Sie lärmte laut wie ein Wasserfall. Im Spiegel zeigte sich das Gesicht eines Toten. Fahl und wächsern. Pallasch wandte den Blick ab, öffnete den Hahn. Er hielt die Hände unter das eiskalte Wasser, dachte an den Traum aus dem er vor wenigen Minuten hochgeschreckt war.

Es war ein verrückter Traum gewesen. Gemeinsam mit Inge hatte er im Schatten unter Palmen an einem Sandstrand gelegen. Sie hatten der Brandung gelauscht, aufs Meer hinausgeblickt, als urplötzlich eine Gruppe junger Menschen vor ihnen im Wasser aufgetaucht war. Die Gruppe war näher gekommen. Erst als sie ganz nah war, hatte Pallasch erkannt, dass jeder einzelne schwer verletzt war. Einem langhaarigen Jungen fehlten beide Unterarme. Unbeholfen wedelte er mit den blutigen Stümpfen, wie ein Küken bei ersten Flugversuchen. Ein anderer hielt sich den offenen Bauch. Zwischen den Fingern feucht glänzende Darmschlingen. Die Frau, die hinter den beiden durchs flache Wasser robbte, hatte nur noch ein Bein. Eine Blutspur folgte ihr, schlängelte sich hellrot durch azurblaues Wasser. Inge war aufgesprungen, wollte helfen. Pallasch aber hatte sie zurückgehalten, den Horizont abgesucht, jeden Augenblick damit gerechnet, die Rückenflosse eines Hais zwischen den schaumgekrönten Wellen auszumachen. Umso erstaunter war er gewesen, als auf einmal der splinternackte Körper eines Greises aus dem Wasser schoss. Sardonisch grinsend war der Alte auf sie zugestürzt, eine röhrende Motorsäge in den knochigen Händen. In dem Moment war Pallasch erwacht.

Er drehte den Hahn ab, trocknete die Hände. Nach einem weiteren Blick in den Spiegel stieg er aus dem schweißnassen Pyjama, ließ ihn achtlos auf die Fliesen fallen und schlich aus der Tür. Nackt tastete er sich an der Wand entlang durch die Dunkelheit, als ihm klar wurde,

was der Traum zu bedeuten hatte. Zwei Millionen Jahre Evolution hatten nichts bewirkt. Der Mensch war noch immer ein Raubtier. Das Schlimmste, was er zu fürchten hatte, war er selbst. Er erreichte das Schlafzimmer, hockte sich auf die Bettkante. Eine Weile lauschte er den gleichmäßigen Atemzügen. Die trüben Gedanken verflogen. Das Gefühl der Enge in seiner Brust wurde leichter. Er schlüpfte unter die Decke, schmiegte sich an ihren Körper, schloss die Lider. In seinem Kopf erklang eine Melodie. *Glad I found you.* Wenig später war er eingeschlafen.

Kapitel 3

*Eichstätt, Gabrieli-Quartier, Innere Freiwasserstraße,
Samstag, 3. Oktober 2015, 10:11 Uhr*

Raupenbagger durchpflügten den vom Regen aufgeweichten Lehm Boden vor dem vierstöckigen Rohbaugerippe aus Beton und Glas. Über die vergangenen Monate hatte sich das Gebäude Stück für Stück aus dem Kalkgestein emporgehoben, erstrahlte nun am Ufer der Altmühl wie die knöchernen Überreste eines urzeitlichen Megadinosauriers. Geräuschlos schoben sich die Glastüren auf, als Ignatz hinter seinem Bruder Theo den Eingang erreichte. Über weißen Marmor hasteten sie in die Empfangshalle, wo ein gedrungenener Mann in neongelber Weste gerade eine Gruppe Menschen in einen Aufzug dirigierte.

»Guten Morgen«, grüßte Ignatz, fragte sich gleichzeitig was an diesem Morgen gut sein sollte. Zu wenig Schlaf. Zu wenig Kaffee. Zu wenig Sonnenschein. Der Mann in der Weste reichte ihm wortlos einen Plastikhelm. »Felix Brandner. Bauleiter der Schlotter GmbH« las Ignatz auf dem Messingschild an seiner Brust. Er nahm den Helm entgegen, setzte ihn auf den Kopf. Der Helm war viel zu groß. Natürlich.

»Steht Dir gut, Bruderherz.« Mit einem frechen Grinsen klopfte Theo auf den Deckel. Ignatz drückte sich an

Brandner vorbei in die Kabine. Er fühlte sich wie Calimero, die italienische Zeichentrickfigur aus der Kindheit, die stets eine halbe Eierschale mit sich herumgetragen hatte. Theos Helm passte wie angegossen. Natürlich. Die Türen schlossen sich.

»Müssen wir uns das denn wirklich antun, Theo?« Kaum merklich setzte sich der Aufzug in Bewegung. »Du kannst Dir doch so eine überteuerte Immobilie gar nicht leisten.« Im Hintergrund dudelte leise ein Jazzklassiker.

»Nö, aber das weiß ja hier niemand, oder?«

Das schicke Pärchen, das ihnen gegenüberstand, bedachte Theo mit einem pikierten Blick. Er in Anzug und Krawatte. Sie im hellen Kostüm. Der Ausdruck auf ihren Gesichtern vermittelte, dass sie mit Theos unappetitlich offen zur Schau getragener Illiquidität nichts anzufangen wussten. Ignatz entdeckte sandfarbene Lehmflecken auf ihren Schuhspitzen. Es waren die gleichen Flecken, die auch an seinen Schuhen hafteten. Wir haben zwar unterschiedlich viel Geld in den Taschen und doch müssen wir über dieselbe schmutzige Erde wandeln, dachte er zufrieden, besah sich die anderen Passagiere.

Links von ihm ein großer, mürrisch dreinblickender Mann mit schwarzem Vollbart. Er lehnte an der Kabinenwand und spielte mit dem Smartphone. Daneben eine ältere Dame mit wachen Augen, den Gehstock in der einen, eine große Tasche in der anderen Hand. Sie zwinkerte ihm zu, als ihre Blicke sich trafen. Waren die beiden wirklich am Kauf eines so schwindelerregend überpreisten Eigenheims interessiert

oder einfach nur neugierig auf das, was im Eichstätter Tagblatt doppelseitig als ›Wohnraum über den Dächern der Stadt‹ gepriesen wurde?

Der Aufzug stoppte, die Türen öffneten sich. Einer nach dem anderen verließen sie die Kabine, versammelten sich vor einem deckenhohen Panoramafenster. Dahinter zeigte sich die barocke Altstadt malerisch unter wolkenverhangenem Himmel.

»Ist die Aussicht nicht wunderbar, Schatz?« Die Dame im Kostüm schlang ihrem Begleiter die Arme um den Hals.

»Hhm«, erwiderte der, wenig begeistert. »Was ist denn das da hinten für ein Kasten? Schaut ja aus wie sozialer Wohnungsbau.«

»Das ist das Flüchtlingsheim, das die Stadt hat bauen lassen«, antwortete der Vollbärtige, ohne von seinem Smartphone aufzuschauen. »Da werden demnächst noch mal hundert Flüchtlinge aus Syrien einziehen.« Der Anzugträger gab ein Grunzen von sich. Seine Begleiterin klimperte bestürzt mit den Lidern.

»Aber hinter dem hohen Zaun kommen die doch nicht raus. Die bleiben eingesperrt, bis das mit der Ausweisung geklärt ist, oder etwa nicht?« Bevor jemand antworten konnte, öffneten sich die Türen des Fahrstuhls erneut. Ein adrett gekleideter Mann hüpfte aus der Kabine.

• • •

»Willkommen im Gabrieli-Quartier!« Mit breitem Lächeln eilte er auf sie zu. »Fred Funke. Immobilienmakler der Schlotter GmbH« war am Revers des taubenblauen Jacketts zu lesen. Funke streckte Ignatz eine braungebrannte Hand entgegen.

»In diesem Gebäude werden sie von purem Luxus umgeben sein«, erklärte er in einer Wolke aus teurem Rasierwasser.

»Nur die allerbesten Materialien werden hier verarbeitet.«

Ignatz blickte sich um. Es brauchte einiges an Phantasie den Worten des Maklers Glauben zu schenken. Das ganze Gebäude steckte noch in den Geburtswehen. Das Stockwerk hatte weder ausreichend Wände noch einen Bodenbelag. Bauplane schlug im Wind. Von der Decke hingen zahllose Kabel herab und im Betonboden klafften Löcher, nur notdürftig mit kniehohem Gitter gesichert. Alles in allem glich der Ort eher einer Bombenruine als einem Luxusquartier. Funke schien es nicht zu stören. Im Gegenteil.

»Sie werden sehen, unsere Wohnungen sind wahrhafte Meisterwerke«, tönte er und flog weiter, den Rest der Truppe begrüßen.

Währenddessen machte sich Brandner demonstrativ lustlos daran, ein paar farbige Hochglanzprospekte zu verteilen. Auch Ignatz bekam eines zu fassen. Auf den Weitwinkelfotos sah alles wirklich sehr luxuriös aus. Er ließ den Prospekt in der Gesäßtasche verschwinden.

»Folgen Sie mir Herrschaften. Ich verspreche Ihnen, unsere Musterwohnung wird sie begeistern.« Funke hopste los, einer Tür aus Holz und milchigem Glas entgegen. Zwischen all dem Bauschutt wirkte sie wie das Portal in eine andere Welt. Das schneie Pärchen heftete sich ihm an die Fersen, gefolgt vom Bärtigen und der älteren Dame. Trotz der Gehhilfe legte sie eine erstaunliche Schnellfüssigkeit an den Tag, bis ein schriller Pfiff sie alle in der Bewegung erstarren ließ.

»Ja, wo samma denn, Funke?« Den Daumen in den Gürtel der Arbeitshose gehakt, produzierte sich Brandner vor einem Betonmischer. »Das ist ein Sicherheitsbereich. Hier gilt die Unfallverhütungsvorschrift.« Funke war baff. Er öffnete den Mund, schloss ihn aber gleich wieder. Wie ein Karpfen, der durchs Aquariumglas das Treiben in der Restaurantküche bestaunte. Brandner beorderte sie zurück vors Panoramafenster hinter dem sich der Himmel weiter verdüstert hatte.

»Mensch Brandner, ist das denn unbedingt notwendig?« Funke presste die Handflächen aufeinander. Brandner beachtete ihn nicht. Schmallippig forderte er sie auf, sich hintereinander aufzureihen. Sie taten es, wenn auch widerwillig.

»Sie machen sich lächerlich, Brandner«, maulte Funke. Es nutzte nichts. Der Bauleiter lotste sie im Gänsemarsch über das Stockwerk. Im Zickzackkurs, vorbei an Kabelbergen, Schutthaufen und halbfertigem Gemäuer. Der